

Element die volle Entfaltung und harmonische Ergänzung der beiden Persönlichkeiten durch die Gattenliebe sei, die Nachkommenschaft nur ein Nebenergebnis. Demgegenüber steht die katholische Lehre, abgeleitet aus der schlichten Schau der Naturgegebenheiten in ihrer Ganzheit: die eindeutige Ausrichtung der Ehe auf das kommende Leben, jedoch in menschenwürdigem Vollzug. Daraus ergeben sich zwei wichtige Folgerungen: Die Personwürde und der Adel des Menschen erlauben nicht eine Verselbständigung des Geschlechtlichen (die schließlich zur Tyrannie des Triebes führen muß), sie erlauben aber auch nicht, in der Ehe eine Gebäreinrichtung oder ein „biologisches Laboratorium“ zu sehen — also Ablehnung ebenso aller sexualisierten Praktiken zur Erzielung einer „Vollkommenen Ehe“ wie aller medizinischen Experimente von künstlicher oder gar Fremdbefruchtung.

Die Ansprache (Osservatore Romano, Nr. 252 vom 29. 11. 1951) ist nach Inhalt und Form eine Urkunde des hohen Ethos, dem der christliche Mensch im Dienst am kommenden Leben verpflichtet ist.

*Die kirchliche Presse Deutschlands.* Das kritische Urteil *J. Laubachs* in der „Orientierung“ über die kirchliche Presse in Deutschland (vgl. Oktober-Zeitbericht S. 59 f.) ist, wie zu erwarten war, nicht ohne Widerspruch geblieben. Im 11. Heft der „Begegnung“ (Köln, November 1951) untersucht *Theodor Hüpgens* — unseren Lesern bekannt durch seinen Beitrag „Katholische Zeitungsanliegen“ in dieser Zeitschrift Bd. 141 (Januar 1948) — in einem Aufsatz „Die neue katholische Presse“ eingehend die heutige Lage der Kirchenpresse und stellt fest: „Wir besitzen kirchliche Blätter, die nicht bloß sehr gut ausgestattet und gedruckt, sondern auch geistig durchaus auf die Zeit gerichtet sind und mit hellen Ohren und scharfen Augen auf alles aufmerken, was vor sich geht.“ Das sei umso notwendiger, als die kirchliche Presse bei dem derzeitigen Zustand des Pressewesens „die katholische deutsche Presse schlechthin“ darstelle und vielleicht noch lange die katholischen Tageszeitungen ersetzen müsse, die, hauptsächlich infolge der Maßnahmen der Besatzungsmächte unmittelbar nach dem Krieg, bis heute dem katholischen Volksteil fehlen. Hüpgens schätzt die Gesamtauflage der kirchlichen Presse (wohl einschließlich der Kalender) auf sechseinhalb Millionen, die der Leser auf 15 bis 20 Millionen. Auch nach ihm bleiben manche Wünsche hinsichtlich aktueller und den heutigen Menschen ansprechender Gestaltung der kirchlichen Blätter, einschließlich der Verbandszeitschriften und der Ordens- und Missionspresse offen, „aber die kirchliche Presse aller Gattungen ist da, und wer Ohren und Augen hat, zu hören und zu lesen, der kann hören und lesen“.

*Um eine katholische Tageszeitung.* Anschließend an den eben genannten Aufsatz antwortet der Herausgeber der „Begegnung“, *Wilhelm Peuler*, im gleichen Heft auf den Beitrag von *O. B. Roegele*, „Zum Problem der katholischen Presse in Deutschland“ im „Hochland“ (Oktoberheft 1951). Roegele, der Chefredakteur des „Rheinischen Merkur“, hatte in seiner Untersuchung eindringlich, wenn auch da und dort etwas überspitzt, die Schwierigkeiten herausgearbeitet, die sich der Schaffung eines überregionalen führenden katholischen Blattes entgegenstellen — Fragen der wirtschaftlichen Tragfähigkeit, der redaktionellen Besetzung, des Leserpublikums —, Peuler hingegen hat vor allem die dringende Notwendigkeit eines solchen Organs im Auge und sucht die Argumente Roegeles richtigzustellen oder zu entkräften. Der Idealismus der Forderung nach einem repräsentativen katholischen Zeitungsorgan und der Realismus einer betont nüchternen Beurteilung der augenblicklichen Gegebenheiten stehen in dieser Frage hart gegeneinander, und es scheint, daß nur der Erfolg (oder Mißerfolg) zu entscheiden ver-

mag, wer von beiden die Möglichkeiten richtiger beurteilt. Gewiß wäre es falsch, das große Anliegen im Blick auf die berghohen Schwierigkeiten grundsätzlich aufzugeben; aber es wäre bei der großen Tragweite eines solchen Unternehmens ebenso falsch, auf diesem Gebiet, das schon so viele Experimente geschen und Opfer gekostet hat, neue Versuche zu starten, wenn nicht die zahlreichen Voraussetzungen, die zu einem Erfolg erforderlich sind, vorher auf das eingehendste und gewissenhafteste geprüft wurden — und zwar eher zu vorsichtig als zu zuversichtlich.

*Themen der Zeit: Die Endlichkeit der Welt.* Es ist ein Zeichen für den tiefgehenden Wandel im Geist unserer Zeit, wenn zwei so bedeutende Denker wie C. F. v. Weizsäcker und Hedwig Conrad-Martius fast gleichzeitig und doch unabhängig voneinander feststellen, daß die im Fortschrittsgläubigen 19. Jahrhundert weithin unbesehen hingenommene Vorstellung von der Unendlichkeit der Welt heute gerade durch die Fortschritte der Naturerkenntnis von Grund auf erschüttert ist und immer mehr dem Wissen um die Endlichkeit der Welt Platz macht. Während H. Conrad-Martius in einem „Disput“ mit Curt Emmrich über „Die Endlichkeit der Welt“ („Hochland“, August 1951) von einem neuen Zeitalter spricht, dessen Aufbruch „an geistesgeschichtlicher Bedeutung durchaus dem Aufbruch des Galileischen Zeitalters“ gleichgestellt werden kann, und gegen Ende des Zwiegesprächs vor allem die schwierigen Fragen des Einbaus der neuen Erkenntnisse in unsere bisherige Vorstellungswelt behandelt, beschreibt v. Weizsäcker in seinem Aufsatz „Das neue Bild vom Weltall“ („Merkur“, Stuttgart, 9. Heft 1951) eingehend die Entdeckungen und Überlegungen, die das naturwissenschaftliche Denken dazu führten, die raum-zeitlichen Grenzen der Welt und damit ihre Endlichkeit wieder in den Blick zu bekommen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, die ja auch in dieser Zeitschrift schon verschiedentlich zur Sprache kamen, möchten wir nur die wichtigen Gedanken herausheben, mit denen v. Weizsäcker seine Ausführungen abschließt. Daß die Vorstellung einer endlichen Welt, die durch die von ihm geschilderten astronomischen Entdeckungen und Erkenntnisse hervorgerufen wurde, nicht als absurd verworfen wurde, dazu bedurfte es einer Wandlung des gesamten Lebensgefühls gegenüber der unmittelbar vorangegangenen Epoche. „Menschen, die im älteren wissenschaftlichen Denken des 19. Jahrhunderts erzogen wurden, sind, wie man öfters beobachtet, geneigt, diese Vorstellung von vornherein abzulehnen.“ Er erinnert sich an einen großen Naturforscher dieser Zeit, der ihm, als er als junger Student ihm gegenüber die Frage nach einer möglichen Endlichkeit der Welt aufwarf, sagte, das sei nicht Naturwissenschaft, darüber wolle er gar nicht diskutieren. Naturwissenschaft sei es, die Welt als unendlich anzusehen, alles andere sei indiskutabel. Diese Antwort war typisch für die Haltung des 19. Jahrhunderts, das meinte, man könne „die Prädikate Gottes auf die Welt übertragen“, indem man die Welt an die Stelle Gottes setzte. „Diese Meinung ist es, die meinem Gefühl nach in unserem Jahrhundert überall scheitert. Sie scheitert daran, daß die Welt die Unendlichkeit und die Sicherheit nicht hat, die wir von ihr erhofft haben, indem wir Eigenschaften Gottes auf sie übertrugen. So wie die Erde sich in Politik und Wirtschaft unserer Zeit als endlich erweist, so wie der Machtbereich des Menschen heute größer ist als je und wie sich doch gerade in dieser Größe seine Macht als endlich und zerbrechlich herausstellt, so erweist sich auch . . . der Bereich dessen, was wir naturwissenschaftlich erforschen können, als ausgedehnter, als wir es uns jemals hätten träumen lassen, und in dieser Größe als endlich. Die gedankliche Möglichkeit einer endlichen Welt spiegelt . . . die beginnende Einsicht darüber, daß das Verfahren, mit dem wir in der Naturwissenschaft wie überhaupt in der Weltoberung der Neuzeit vorgegangen sind, eines Tages an natürliche Grenzen stoßen muß.“